

Mädchen und Jungen in der Tagespflege

Geschlechtsspezifische Unterschiede wahrnehmen und Handlungsspielräume erweitern

Von Evelin Kirkilionis

Mädchen spielen leise in der Puppenecke, machen Rollenspiele und sind äußerst sozial, Jungen dagegen sind kleine Macker, wollen immer im Mittelpunkt stehen und tragen Streitereien mit Fäusten aus. So die Klischees, die sich nur zu häufig mit den Erfahrungen von Eltern und Tagesmüttern decken. Gerade in der überschaubaren Tagespflegegruppe besteht jedoch die Möglichkeit, den Beschränkungen einer geschlechtstypischen Erziehung entgegenzusteuern und die Handlungsspielräume von Jungen und Mädchen zu erweitern.

Wird es laut, geht es uns fast automatisch durch den Kopf: „Schon wieder diese Bengel, die ihre Kämpfchen veranstalten müssen!“ In der ruhigen Spielecke vermuten wir dagegen die Mädchen, erwarten Hilfsbereitschaft und Fürsorglichkeit eher von ihnen als Herumtoben und Auseinandersetzungen. Wir haben also ganz bestimmte Vorstellungen von einem typischen Mädchen oder einem typischen Jungen. Jahrzehnte lang war man sich einig, dass allein die Erziehung für die Entstehung dieser charakteristischen unterschiedlichen Verhaltensweisen verantwortlich ist. In den letzten Jahren jedoch verdichteten sich immer mehr die Erkenntnisse, dass auch angeborene

Kindern in der Tagespflege

Unterschiede existieren. Was heißt es nun, wenn wir von angeborenen Verhaltenseigenschaften sprechen? Nichts weiter, als dass hier eine Disposition, das heißt eine stärkere Neigung zu diesen Verhaltensweisen vorliegt. Das bedeutet aber keineswegs, dass angeborene Verhaltensabläufe unveränderbar sind!

Auch wenn von angeborenen Verhaltensweisen gesprochen wird, können sehr wohl erzieherische Maßnahmen wirken. Und wenn wir um angeborene Verhaltensaspekte wissen, können wir unsere Erziehung daran ausrichten. Die Existenz dieser Anteile einfach zu leugnen, bedeutete gegebenenfalls, am falschen Punkt anzusetzen oder eine Chance zu verpassen. Ginge man zum Beispiel davon aus, dass sich die motorischen Fähigkeiten von Jungen und Mädchen nicht unterscheiden würden, so müsste den feinmotorischen Fertigkeiten der Jungen keine besondere Beachtung geschenkt werden. Berücksichtigen wir aber hier ihre allgemein geringeren Möglichkeiten, die sich nachteilig beim Einüben des Schreibens auswirken können, werden wir diesen Bereich aufmerksam verfolgen. So können bei Bedarf frühzeitig bewusst Spiele angeboten werden, die die Feinmotorik fördern. Auch so manches Vorurteil wurde im Zuge neuer Untersuchungen zurechtgerückt, etwa beim Thema „aggressives Verhalten“. Immer wieder heißt es, Jungen seien aggressiver als Mädchen. Verhaltensbiologische Beobachtungen

weisen aber darauf hin, dass sich das Maß an Aggressivität – das heißt das Maß an Bereitschaft sich aggressiv auseinander zu setzen – bei Mädchen kaum von dem der Jungen unterscheidet. Was im alltäglichen Geschehen vor allem beobachtet wird, ist, dass Jungen Konflikte körperbetont umsetzen. Treten, Schlagen, Rempeln und Anbrüllen werden von der Umwelt einfach wahrgenommen, stören die Gruppe und erfordern mehr Beachtung als heimliches Grollen oder Schmolten. Mädchen tragen ihre Auseinandersetzungen vorzugsweise auf weniger offensichtlichen Wegen aus. Doch auch ein wütender Blick zeugt von Aggressivität, genauso wie Verweigerung, Rückzug und demonstrative Passivität. Hier wird deutlich, wie angeborene Verhaltensweisen und Lernerfahrungen miteinander verflochten sind. Es gibt kaum einen Verhaltenskomplex, der nur angeboren oder nur erworben ist. Wie schnell ein Kind wütend wird oder aggressiv gestimmt ist, ist sicherlich angeboren. Wie es mit dieser Stimmung umgeht, hängt jedoch von den gültigen Erziehungsnormen ab. Die in Südamerika lebenden Yanomami etwa regen ihre Kinder, Jungen wie Mädchen, von klein auf dazu an, sich bei Streitigkeiten zu wehren und einen Streit auch handfest auszuleben. Dieses Volk gilt allgemein als ausgesprochen aggressiv, während die friedfertigen !Kung Südafrikas schnell bei Konflikten zwischen Kindern eingreifen, schlichten, zu friedlichen Lösungsmöglichkeiten anregen.

Nicht den lauterer Kindern das Feld überlassen

Nach wie vor sind Erwachsene, gleich ob Eltern, ausgebildete ErzieherInnen, LehrerInnen oder andere Miterziehende unbewusst mehr darauf bedacht, Mädchen zu weniger Auseinandersetzungsbe-reiten Menschen zu erziehen als Jungen. Man schreitet bei Mädchen schneller und konsequenter ein, während man die Auseinandersetzungen zwischen Jungen weniger beachtet, es gegebenenfalls sogar als Manko ansieht, wenn Jungen sich nicht wehren und sich „alles gefallen lassen“. Beobachten Sie einmal an einem Sandkasten, wie ungleich erzieherische Maßnahmen verteilt sind. Erwachsene unterschätzen so manches Mal die Verletztheit der Mädchen wegen ihrer stilleren Art – dies gilt aber genauso für ruhige, schüchterne Jungen. Sie nehmen ihre unauffälligen Signale nicht wahr und sind dann umso überraschter, wenn irgendwann das stille, liebe Kind bei anscheinend nichtigem Anlass überreagiert. Es ist wichtig, etwas genauer zu beobachten und sich von althergebrachten Vorstellungen zu verabschieden. Denn Mädchen geraten in vielerlei Hinsicht durch das rüpelhafte Benehmen umtriebiger Jungen ins Hintertreffen. Sie werden immer wieder eingeeengt, sowohl räumlich gesehen wie in Bezug auf ihre Entfaltungsmöglichkeit. Denn sie überlassen eher begehrtes Spielzeug den Lautstarken und Aggressiven oder ziehen sich aus der ausgesuchten Ecke zurück oder brechen ihr Spiel ab, weil sie andauernd gestört werden. Beobachtungen im Kindergarten zeigten, dass handgreifliche Auseinandersetzungen stark zunehmen, wenn ErzieherInnen nicht eingreifen und den Jungen Einhalt gebieten. Dann werden

Evelin Kirkilionis ist Biologin und beschäftigt sich insbesondere mit der kindlichen Verhaltensentwicklung. Als Mitglied der „Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen“ stellt sie interessierten Eltern in Vorträgen und Fortbildungen neuestes Forschungswissen vor.



Mädchen immer mehr eingeschüchtert und in ihrem Spiel eingeengt. Je weniger Kinder zusammentreffen, desto einfacher sind solche Geschehnisse zu überblicken und desto eher kann regulierend eingegriffen werden – ein Vorteil der Tagespflegesituation.

Wie eine Rangordnung entsteht

Bei Streitigkeiten geht es oft um die Anerkennung und Akzeptanz in der Gruppe. Die so genannte Dominanzhierarchie in Jungengruppen ist das Standardmodell einer Rangordnung. Treffen Jungen zusammen, wird die Hierarchie nach einem wohl bekannten Muster festgelegt: Man imponiert und droht, gegebenenfalls wird mit Fäusten ausgetragen, wer das Sagen hat, Rangeleien und Prahlereien sind erst mal an der Tagesordnung, doch das gibt sich, sobald die Rangordnung geregelt ist. Die Festlegung der Rangordnung bei Mädchen ist indirekter, körperliche Auseinandersetzungen spielen kaum eine Rolle. Vielmehr drücken Mädchen ihren Ranganspruch oder die Verweigerung desselben durch Geben von Ratschlägen, Verweigern der Gefolgschaft oder Hinwegsetzen über Anordnungen, durch Ignorieren, Kritisieren der anderen aus. Diese Mechanismen sind bedeutend komplizierter und schwieriger wahrzunehmen. Man spricht hier von der so genannten Geltungshierarchie. Erwachsene beschreiben Mädchen dann oft als zickig, altklug und auch unberechenbar. Obwohl diesem Typ der Rangfestlegung mehr demokratische, also positive Mechanismen zugrunde liegen, wird es meist negativ bewertet. Treffen Jungen und Mädchen zusammen, setzen sich die Mechanismen der Jungen durch, das heißt die Mädchen kommen automatisch mit ihren vielschichtigen, weniger direkten Versuchen sich zu behaupten, ins Hintertreffen. Da Mädchen von klein auf die Erfahrung machen, dass ein aggressives Verhalten ihrerseits konsequent unterbunden wird, haben sie es schwer, sich in gemischtgeschlechtlichen Gruppen durchzusetzen und somit ihre Wün-

sche und Kompetenzen in das Geschehen einzubringen. Eine kritische Betrachtung der eigenen Vorstellungen, Wertungen und Verhaltensweisen tut Not. Denn obwohl es unser Erziehungsziel ist, andere Methoden der Auseinandersetzung wie die der Jungengruppen zu vermitteln, unterstützen wir sie indirekt.

Jungen und Mädchen haben unterschiedliche Spielstile

Die unterschiedliche Art, sich Geltung und Gehör zu verschaffen, verstärkt wahrscheinlich auch die Tendenz, in gleichgeschlechtlichen Gruppen miteinander zu spielen. Überlässt man Kindern die Wahl, spielen Mädchen lieber mit Mädchen, Jungen lieber mit Jungen. Jungen bevorzugen motorisch aktive, raumgreifende und körperbetonte Spiele, Mädchen hingegen Rollenspiele und Aktivitäten, bei denen der Konkurrenzgedanke im Hintergrund steht. Diese unterschiedlichen Spielstile sind möglicherweise eine der Hauptursachen für die Tendenz zu getrenntgeschlechtlicher Gruppenbildung. Hier bietet der kleine Kreis in der Tagespflegesituation, der eher zu gemischtgeschlechtlichem Spiel anregt, eine Chance. Spielen nämlich Jungen und Mädchen von klein auf regelmäßig miteinander, profitieren beide

Geschlechter davon. Sie regen sich gegenseitig zu geschlechtsrollenübergreifenden Aktivitäten an und können so ihren Handlungsspielraum erweitern. Dies zeigt über Jahre hinweg Wirkung. Pflegen kleine Jungen enge Freundschaften mit Mädchen, spielen sie im Schulalter nach wie vor mit Mädchen und sind auch an Spielen ohne Konkurrenzgedanken interessiert. Voraussetzung ist jedoch, dass Jungen auch die Puppenecke benützen oder dass Mädchen ihre Wünsche vehement verteidigen dürfen, ohne dass die Erwachsenen dies negativ kommentieren. Vor allen bei ihren Söhnen reagieren viele Eltern ablehnend auf ein Verhalten, das als nicht jungenhaft gilt. Hier sind es vor allem die Väter, die bereits in den ersten beiden Lebensjahren deutlich signalisieren, wie unpassend sie ein solches Verhalten finden. Tageseltern können gerade bei Einzelkindern zu wichtigen Vermittlern für andere Spielangeboten werden. Oft werden allein durch die Auswahl des Spielzeugs die kindlichen Aktivitäten vorbestimmt.

Kinder gestalten ihre Umwelt mit

Spielangebot, Förderung oder Unterlassen von Aufmerksamkeit, Loben und Missbilligen können geschlechtstypis-

sches Verhalten verstärken oder zu rollenübergreifendem anregen. Sie sind jedoch nicht allein entscheidend. Wir wissen heute, dass sich jedes Kind von klein auf den Ausschnitten seiner Umwelt bevorzugt zuwendet, die seinen Bedürfnissen am ehesten entsprechen, die seinen persönlichen Wünschen, Neigungen und Fähigkeiten entgegenkommen. Sogar bei wenigen Wochen oder Monate alten Säuglingen fand man unterschiedliche Bereitschaften, zum Beispiel die Eltern über Stimme oder Mimik nachzuahmen. So nimmt ein Kind schon selbst frühzeitig Einfluss auf seine Umgebung, sind selbst Säuglinge keine passiven Konsumenten. Individuelle Neigungen, die auch von der Geschlechtszugehörigkeit geprägt sind, spielen eine Rolle für die Entwicklung eines Kindes. Wir können aber darauf achten, dass wir nicht von vornherein durch eine Vorauswahl den möglichen Handlungsspielraum eines Kindes einengen. Denn bis auf wenige Ausnahmen treten sowohl als typisch männlich wie auch als typisch weiblich angesehene Verhaltensweisen jeweils auch bei dem anderen Geschlecht auf, nur eben etwas seltener. Was wir als ein typisch weibliches oder männliches Merkmal betrachten, sagt nichts darüber aus, ob es sich wirklich um ein angeborenes Charakteristikum handelt, sondern nur, dass es bei einem Geschlecht häufiger zu beobachten ist als beim anderen. Auch wenn es anders erscheinen mag, nach wie vor ist die Liste der nachweislich angeborenen Unterschiede klein, grenzt man die Untersuchungen zu Sinneswahrnehmungen und motorischen Eigenschaften aus. Übrigens, Frauen, die sowohl zu ihren weiblichen als auch zu ihren männlichen Anteilen und Fähigkeiten einen Zugang haben, sind mit sich selbst zufriedener als Frauen, die sich vor allem über typisch weibliche Eigenschaften charakterisieren.

Identifikation mit dem eigenen Geschlecht

Schon im zweiten und dritten Lebensjahr können Kinder zwischen den Geschlechtern unterscheiden. Mit dem

Auftreten des Ich-Bewusstseins im zweiten Lebensjahr beginnt dann auch die Identifikation mit männlichen oder weiblichen Vorbildern. Nachdem ein Kind seine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht kennt, kann es auch Entsprechendes aus der Umwelt auswählen. Dass es für sein Spiel Kinder des gleichen Geschlechts auswählt, hängt mit seiner Suche nach passenden Identifikationsfiguren zusammen. Mit zunehmenden Alter werden soziale Erfahrungen mit anderen Kindern immer wichtiger, auch in Bezug auf Verhaltensspielregeln das Geschlecht betreffend. Fehlen andere Identifikationsfiguren, nimmt auch die Bedeutung der Medien zu. Dennoch sind die ein Kind kontinuierlich begleitenden Erwachsenen über Jahre hinweg Modelle für die kindlichen Verhaltensweisen. Dabei ist nicht das, was wir sagen, entscheidend, sondern unser gelebtes Vorbild. Frauen, die selbst zum Werkzeugkasten greifen, und Männer, die Haus- und Betreuungsaufgaben übernehmen, erweitern das kindliche Verhaltensspektrum genauso wie Väter, die ihren Töchtern so selbstverständlich wie ihren Söhnen zeigen, wie ein Radio von innen aussieht und wie ein Fahrrad repariert wird, oder wie Mütter, die den Söhnen das Kochen beibringen. Das nicht oder kaum Vorhandensein von männlichen Bezugspersonen bis weit ins Schulalter hinein ist für die Entwicklung der Geschlechtsidentität von Jungen äußerst problematisch. Da ein tatsächlich gegebenes männliches Identifikationsmodell fehlt, definieren sich Jungen über die Abgrenzung und Abwertung all dessen, was als weiblich angesehen wird. Jungen brauchen deshalb männliche Vorbilder, die Jungen die ganze Bandbreite männlichen Verhaltens vorleben, zum Beispiel auch Einfühlungsvermögen oder Passivität. Greifbare Väter oder andere männliche Erwachsene sind aber nicht nur für Söhne wichtig, sondern auch für Töchter. Väter sollten also nicht nur mit ihren Söhnen Fußball spielen, sondern sich auch mit ihren Töchtern beschäftigen und ihnen Aufmerksamkeit und Zeit schenken. Dann können Jungen wie Mädchen ihren Verhaltensspielraum

durch die Erfahrungen mit dem männlichen Part der Erwachsenen erweitern. Bei der wenigen Zeit, die Väter allgemein mit ihren Kindern verbringen, besteht nach wie vor eine ungleiche Verteilung zuungunsten der Töchter, auch wenn sie als Einzelkind nicht mit Brüdern konkurrieren müssen. Wie wichtig die Aufmerksamkeit seitens der Väter ist, zeigte eine Untersuchung mit in Wirtschaft und Wissenschaft erfolgreichen Frauen. Alle hatten Väter, die ihre Entwicklung aufmerksam verfolgten und unterstützten.

Verteilen Sie Ihre Aufmerksamkeit gerecht!

Zuwendung und im Zentrum des Interesses stehen sind wichtige Erfahrungen, die das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl stärken, gleich zu welchem Geschlecht man gehört. Oft besetzen aber die umtriebigeren Kinder einen Großteil der Aufmerksamkeit der Erwachsenen, und das sind meist die Jungs. Man weiß, dass jedes Verhalten, das Aufsehen erregt, als Indiz für Ranghöhe und Anerkennung gilt, somit erzielt bereits das allgemein aktivere Verhalten von kleinen Jungen mehr Beachtung und erfährt höhere Bewertung – auf Kosten der Mädchen und stiller Jungen. Es ist ein schwieriger Balanceakt, will man seine Aufmerksamkeit und Zuwendung gleichmäßiger verteilen. Nehmen Sie sich vor sich regelmäßig bewusst gerade dem nicht fordernden Kind zuzuwenden, ihm Aufmerksamkeit und Anerkennung zu schenken. Das ist mehr als nur ein kleiner Anfang. Sie vermitteln ihm so, dass Sie es wertschätzen und anerkennen, unabhängig davon, was es gerade tut oder ob es etwas Besonderes geleistet hat. So kann es ein positives Selbstwertgefühl entwickeln. Dadurch schaffen Sie einen Ausgleich zu den Kindern, die durch ihre auffälligen Aktivitäten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. ●